

Nr. 147. Bromberg, den 15. Juli 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott.**

Vertrieb: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(22. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

XXXIV.

Jan Fock und Erla saßen an dem mächtigen Ebenholzschreibtisch einander gegenüber und plagten sich ab, ein ausführliches Telegramm an Rudyard Holligan in die Buchstabenfolge eines Telegraphierschlüssels zu übertragen. Die Arbeit ging langsam vonstatten, denn sie war mühselig, und beide hatten keine Übung darin.

„Logarithmen sind auch nicht schlimmer," hatte Jan mit einem herzhaften Aufstöhnen gesagt, „und Algebra ist ein Kinderspiel dagegen."

Auf diesen Stoßseufzer hatte Erla zwar gelächelt, aber mit keiner Silbe geantwortet. Ihre gedrückte Stimmung, die ihm schon während des ganzen Tages aufgefallen war, begann ihm Sorgen zu machen.

Erla hatte ihn heute um Urlaub für den Nachmittag gebeten, und er grübelte nun darüber nach, ob diese Bitte mit ihrer Leidensmiene in Zusammenhang stünde. Fast schien es so, denn je näher die Stunde kam, da sie ihre Arbeit für heute abbrechen wollte, um so nervöser wurde sie. Das Zifferblatt der Schreibtischuhr ließ sie kaum noch aus den Augen.

Jan legte den Bleistift endlich nieder und griff nach einer Zigarette. Während er sie anbrannte, warf Erla abermals einen verstohlenen hastigen Blick auf die Uhr, und Jan sagte neckend: „Nur Ruhe! Eine halbe Stunde haben Sie noch Zeit! Ich werde Sie schon erinnern, wenn es so weit ist."

Sie errötete und schämte sich ihrer Nervosität. Aber eine Antwort bekam er nicht. Er mußte einen neuen Versuch unternehmen: „Haben Sie schon einmal davon gehört, Fräulein Rickenbach, daß man drüben in den amerikanischen Fabriksälen Sprechmaschinen während der Arbeit spielen läßt — Shimmys, Foxtrotts, Märsche?"

Sie sah ihn verwundert über seine abwegige Frage an und schüttelte den Kopf. „Shimmys während der Arbeit?"

„Ja, das ist, um namentlich die Arbeiterinnen heiter zu stimmen. Es arbeitet sich dann besser und schneller! — Schade, daß ich keine Sprechmaschine im Hause habe. Ihretwegen werde ich mir wohl bald eine anschaffen."

„Meinetwegen?"

„Ja, Sie werden von Tag zu Tag düsterer, und wenn Sie mal lächeln, sieht es aus, als hätten Sie dabei Zahnschmerzen. Sie waren doch sonst nicht in einer Stimmung, als sei Ihnen die ganze Ernte verhagelt!"

Nun legte auch sie den Bleistift nieder und Jan ermunterte sie wohlwollend: „Aus welcher Wetterecke kommen denn Ihre Hagelschauer?"

Es fiel ihr schwer zu antworten, und ihr Lächeln war wirklich zum Erbarmen hilflos. „Aus dem Süden, Herr Fock. Um ganz genau zu sein: aus San Remo."

Da hörte sein Herz plötzlich zu schlagen auf und setzte gleich darauf wie die Trommel bei einem Geschwindmarsch ein. Die Zigarette schmeckte wie dumpfes Seegras.

„Aus San Remo?" fragte er, und seine Zunge war so schwer beweglich, als sei sie in eine zähe Masse eingehüllt. Er wußte nicht, ob sein Gesicht zuckte oder starr wie eine Maske war.

Erla blieb ganz arglos. „Ja, aus San Remo."

„Sie ... müssen mir erzählen, Fräulein Rickenbach! Vielleicht ... vielleicht kann ich Ihnen ... helfen."

Sie sah wieder auf die Uhr. „Ich habe nur noch zwanzig Minuten Zeit, Herr Fock, und meine Geschichte ist lang."

„Zwanzig Minuten sind sehr viel Zeit. Erzählen Sie!"

Jan wußte jetzt ganz genau, wie einem Verbrecher zumute ist, der die Geschworenen und Richter zur Urteilsverkündung in den Saal eintreten sieht. Er fühlte das Blut in allen Fingerspitzen prickeln, und sein Herz hämmerte so laut, daß er meinte, Erla müsse es hören. Die Zigarette schwelte in seinen Fingern, er vergaß, sie zu rauchen.

„Ich bin in einer gräßlichen Zwickmühle, Herr Fock", begann sie, „und das Schlimmste ist, daß mein eigener Leichtsinn und meine Eitelkeit mir diese Zwickmühle gebaut haben: Vor etwa zwei Monaten ist mir in San Remo ein Schmuck gestohlen worden, der nicht mein, sondern meiner Mutter Eigentum ist. Und an diesem Schmuck, einer Halskette aus Gold, befand sich ein Stein, ein großer Saphir, der rund zweihunderttausend Mark wert ist ..."

„Zweihunderttausend Mark ..." wiederholte Jan erschüttert.

Dann erfuhr er alles, jede Einzelheit. Alle Sorgen und Kümmernisse, alle Nöte und Ängste gab Erla endlich einem mitfühlenden Zuhörer preis. Jan hörte von Monsieur Paquins Findigkeit und der Spur, die nach Miami in Florida führte, er vernahm von der bunten Ansichtspostkarte aus Genua und vor allem von der trostlosen Lage Rickenbachs, aus der es jetzt keinen Ausweg mehr gab. Nichts blieb Jan erspart.

Er saß regungslos wie ein Steinbild. Jedes Wort, das Erla sprach, vergrößerte das Maß seiner Schuld. Auf ihm lastete nun die schwere Bürde der Verantwortung für Erlas Not, für Frau Marguerys Kummer, für Rickenbachs fruchtlose, unerquickliche Arbeit. Den Diebstahl hätte Erla ihm vielleicht verzeihen können; niemals aber die Nöte, in die sie durch diesen Diebstahl gekommen war. Jans Herz ward zusammengeschnürt von Schuldbewußtsein und jämmerlicher Angst. Er durfte Erla nicht verlieren! Er durfte nichts gestehen, denn sie würde sich von ihm abwenden, sie würde ihm nie mehr vertrauen, nie mehr glauben, sie würde ihn niemals lieben können.

„Nun wissen Sie also, Herr Fock, aus welcher Wetterecke die Hagelschauer über mich hergefallen sind. Angenehm ist es nicht, sich eingestehen zu müssen, daß man eitel, leichtfertig und — feige war. Heute frag ich nicht, warum ich meiner Mutter nicht schon damals alles gestanden habe. Aber ich k o n n t e es nicht. Ich brachte den Mut nicht auf, ihr die letzte Hoffnung zu nehmen. Ich schämte mich ganz entsetzlich. Und nun muß ich ihr beichten, denn sie will heute noch an Sir Griffton, den Sekretär des Herzogs, telegraphieren, daß er kommen und den Stein abholen möge. Nun darf ich nicht mehr länger ..."

Jan Fock stand auf. Er erhob sich so rasch, als sei die Sitzfläche seines Stuhles plötzlich weißglühend geworden. Erla brach mitten im Satz ab und folgte ihm mit den Blicken, als er schwerfällig und mit steifen Beinen einmal quer durch den Raum schritt. In der entferntesten Ecke blieb er stehen und machte kehrt.

„Ich will Ihnen helfen, Fräulein Rickenbach!" sagte er, und es hörte sich an, als leide er an argen asthmatischen Beschwerden.

„Sie wollen ..."

„... Ihnen helfen! Ja!"

Auf ihrem Gesicht standen Freude und Unglaube zugleich, und diese Empfindungen führten in ihr einen so heftigen Kampf miteinander aus, daß ihr nicht auffiel, wie sonderbar sein Benehmen war: er blieb bewegungslos in seiner Ecke stehen, und sein Atem ging so laut, daß man hätte meinen können, er habe ein Wettrennen hinter sich.

„Auf welche Weise könnten Sie mir helfen?"

„Indem ich Ihnen — oder vielleicht Ihrer Frau Mutter — den falschen Stein abkaufe."

„Der Herzog von Evonshire bietet aber neuntausend Pfund!"

„Ich werde Ihrer Frau Mutter zehntausend geben."

„Für ein Stück Glas!"

„Ja, Fräulein Rickenbach, für ein Stück Glas!"

„Das . . . ist unmöglich . . . das ist ganz unmöglich, Herr Fock!"

„Nein! Sie müssen mir diese Bitte erfüllen!"

„Das wäre ein Betrug an Ihnen!"

„Keineswegs, denn ich weiß ja von diesem Betrug, ich verlange ihn! Der echte Stein wird sich finden, und Sie werden mir ihn geben. Ich werde keineswegs betrogen sein."

„Den echten Stein werde ich niemals mehr wiedersehen. Die Karte aus Genua war Lug und Trug. Der Dieb wollte mich nur beruhigen und mich davon abhalten, nach ihm zu forschen."

Jan Fock preßte die Lippen zusammen.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Fock, ich bin Ihnen von ganzem Herzen dankbar für Ihre große Güte, aber..."

„Sie dürfen mir meine Bitte nicht abschlagen!" rief er flehend. „Sie dürfen nicht!"

Sie schaute ihn verwundert an. „Warum sind Sie so . . . gütig zu mir?" fragte sie leise.

„Weil . . . weil ich sehr glücklich wäre, wenn ich durch ein so geringes Opfer alle Sorgen von Ihnen nehmen könnte."

Erla erhob sich langsam. Seine hilflosen Bitten erschütterten sie ebenso wie ihre eigene Rührung. Sie ging stockend und ganz willenlos auf ihn zu. Seine Augen flackerten bei ihrem Näherkommen ängstlich und abwehrend auf. Sein Mund zuckte, und sie fühlte Verlangen, diesen zuckenden Mund zu küssen.

„Ich darf Ihnen das Geld geben, Fräulein Rickenbach? Sie schlagen es mir nicht ab?"

Sie blieb auf halbem Wege stehen. „Ich muß es Ihnen abschlagen, denn trotz aller Beschönigungen wäre es ein Betrug, oder — wenn Sie es lieber hören wollen: ein Geschenk. Daß für Sie zweihunderttausend Mark nicht viel bedeuten, macht dieses Geschenk für mich nicht annehmbarer. Ich bin Ihnen dankbar, sehr dankbar, ich . . . fürchte mich ein wenig vor Ihrer großen Güte, denn sie ist so verlockend."

Jan bat wie ein Verzweifelter: „Nehmen Sie das Geld an! Ich bitte Sie! Nehmen Sie das Geld an!"

„Nein! Ich darf nicht!"

Da verwandelte sich plötzlich der Ausdruck seines Gesichts. Sie glaubte, ihn verletzt zu haben und erschrak. Die Hilflosigkeit war aus seinen Zügen weggewischt, seine Augen wurden klar. Er trat zwei, drei Schritt vor und stand nun dicht bei ihr.

„Doch, Fräulein Rickenbach!" sagte er kurz und befehlend. „Sie dürfen das Geld annehmen, Sie müssen es annehmen . . ."

„Warum?"

Seine Stimme senkte sich, wurde geheimnisvoll und raunend: „Der Mann, der Ihnen den Schmuck stahl und dem Sie alle diese Nöte verdanken — dieser Mann bin ich!"

Beide sahen sich gerade in die Augen. Beide hielten den Atem an.

Die Uhr auf dem Schreibtisch schlug die dritte Stunde. Erla fuhr zusammen.

Sie sagte: „Auch durch diese gutgemeinte Lüge können Sie mir Ihr Geschenk nicht annehmbarer machen."

„Ich lüge nicht!" rief er drohend.

Sie lächelte mühselig. „Doch!"

Sie streckte die Hand nach ihm aus, und als er sie nicht ergriff, wandte sie sich ab. „Es ist nun Zeit für mich, Herr Fock. Ich muß gehen."

„Wohin? Zu wem?"

„Ich habe noch eine Leichtfertigkeit begangen, und um mit dieser reinen Tisch zu machen, habe ich Sie um Urlaub bitten müssen."

Er hatte auf ihre Antwort gar nicht gehört. „Sie müssen mir glauben, Sie müssen mir unbedingt glauben: Ich — ich bin es, der Ihnen den „Blue Star" gestohlen hat!"

„Ihre Lüge wird rührender, wenn Sie sie wiederholen, aber nicht wahrer!"

„Ich lüge nicht! Nein! Wie soll ich es Ihnen beweisen? Hören Sie! Der Schmuck lag im Nachtschrank, der neben Ihrem Bett stand, er lag im obersten Fach . . ."

„Ja, gewiß, das hab ich Ihnen vorhin ja selber erzählt", sagte Jan.

„Ich bin John Harrick, der Alkoholschmuggler aus Miami, der noch in der gleichen Nacht aus dem Polizeigefängnis ausgebrochen ist."

„Sie wiederholen nur meine eigenen Worte!"

„Die Karte aus Genua — ich habe sie geschrieben! Ich! Ich!"

Erla fragte lächelnd: „Nun? Wo ist der „Blue Star"? Sie wollten ihn mir doch nach acht Wochen bringen! Und die acht Wochen sind fast um! Wo ist der Stein?"

Er sank in sich zusammen. „Ich hab ihn nicht mehr... er ist mir abhanden gekommen ... verloren ... er ist mir . . . wieder gestohlen worden . . ."

„Sie können sehr schlecht lügen, Herr Fock! Lügen ist schwer, zu schwer für Sie!"

„Ich spreche die Wahrheit!" stammelte er. „Nehmen Sie das Geld! Es gehört Ihnen . . . Sie dürfen meinetwegen nicht in Not und Sorgen kommen . . . Ich kann den Stein nicht mehr herbeischaffen . . . Nehmen Sie mein Geld!"

Er hielt erschöpft inne und mußte die Augen schließen.

Erla legte die Hände auf seinen Arm und reckte sich zu ihm auf. „Warum wollen Sie, daß ich Ihr Geld nehme?"

„Weil ich in Ihrer Schuld bin!" flüsterte er.

„Aus keinem anderen Grunde?"

„Weil ich Sie liebe", antwortete er.

Ihre Hände ließen seinen Arm los und legten sich um seine Wangen. „Warten Sie auf eine Antwort, Jan Fock?" sagte sie ihm ins Ohr. „Sie müssen noch Geduld haben — eine Stunde oder zwei! Bevor ich Ihnen antworten darf, muß ich erst Ordnung schaffen mit meinen leichtfertigen Streichen. Aber Sie waren gütig zu mir wie kein anderer, deshalb sollen Sie nicht im Zweifel bleiben, wie meine Antwort ausfallen wird. Für Ihre Güte sollen Sie keine Qualen der Ungeduld leiden — nein. Ich . . ."

Sie hob sich auf die Zehen und küßte ihn auf den Mund. Dann preßte sie ihre Wange leicht und flüchtig gegen die seine.

„Nun haben Sie noch ein wenig Geduld, Jan Fock..."

Er fühlte ihre Hände plötzlich nicht mehr, und als er aus dem Schrecken und der Süßigkeit seines Traumes erwachte, war er allein.

(Fortsetzung folgt.)

Wetterhexen.

Von Georg Eschenbach.

Wenn kalter Wind selbst während der Sommerzeit wochenlang den Regen gegen die Fensterscheiben peitscht, schreibt der Volksmund „dem Petrus" die Schuld an solchen sonnenlosen, feuchten Tagen zu; doch manchen will es dünken, als sei es nicht der gütige, weißbärtige Schlüsselbewahrer des Himmels, der uns Wind und Regen in die enttäuschten Gesichter jagt, sondern als trieben sagenhafte Wetterunholde ihr boshaftes Spiel mit uns.

Gar mächtig erscheint diese tückische Sippe, und am ärgsten teibt sie ihr Wesen in den Alpen, wo noch manche Leute an die „Wetterhexen" glauben, sie hassen und fürchten. Vor wenigen Jahrzehnten noch waren die meisten Älpler von ihrem Dasein und von ihrer Macht felsenfest überzeugt. Überraschend, überfallartig stürzen sich die Wetterhexen auf das ahnungslose Alpental. Noch scheint die Sonne heiß vom wolkenlosen Himmel, da kriecht im Westen ein weißer Nebelfetzen heran, verfängt sich an den Bergwänden; graue Wolken folgen, ballen sich über dem Tal zusammen; im Sturm braust das schwarze Heer der Wetterhexen heran, prallt gegen die steilen Felswände, hüllt das ängstlich sich duckende Leben des engen Tals in nächtlich unheimliches Dunkel. Plötzlich prasselt der Schloßenhagel hernieder, schlägt die Schindeln von den Dächern, reißt die Früchte von den Bäumen, stampft das erntereife Korn in den Boden, zerwühlt das kümmerliche Kartoffelfeld; von den Hängen stürzen Bäche, Flüsse, Ströme grauen Eiswassers zu Tal, reißen Geröll und Schutt mit sich, überfluten Felder und Wiesen. Endlich scheint wieder die Sonne über dem Tal und beleuchtet erbarmungslos die Schrecken des Schlachtfeldes, auf dem die Wetterhexen getobt.

Mannigfaltig waren die „erprobten" Hausmittel, die das Landvolk anwandte, um dem unheimlichen Wirken der Wetterhexen zu steuern. Für außerordentlich wirkungsvoll hielt und hält man noch heute im Frühjahr gesammelte und am Maria-Himmelfahrtsfest geweihte Kräuter, die bei aufsteigendem Gewitter von der Hausfrau in die Herdflamme gestreut werden. Der Rauch soll durch den Kamin steigen, den Wetterhexen beizend in die Nasen dringen und sie verjagen.

Ein uralter Brauch, der die besten Dienste gegen das unholde Gesindel leisten soll, ist das Läuten der Wetterglocke,

denn nichts fürchten angeblich die Hexen so sehr wie die metallene Stimme der geweihten Schützerin. Deshalb hatten die meisten Kirchen hochgelegener Alpendörfer, die am stärksten unter den Hochgewittern leiden, ihre nur zu diesem Zweck benutzte Glocke. Drohte ein schwarzes Gewitter, so schallten bald im Tal oder von den Bergkapellen die ersten Wetterglocken, und ihnen folgten die ehernen Stimmen ihrer Schwestern in den Nachbardörfern und -weilern. Den Wetterhexen fuhr der Schreck über den geweihten Klang in die windigen Glieder, und sie mieden das glockengeschützte Tal. Wie ein Besen fegten die machtvollen Töne die Wetterhexen davon, an den geweihten Hüterinnen brach sich die Macht des Wetters, wie das Warnungsgebell eines Hundes verjagten die Klänge den unheimlichen Trotz. Deshalb lautete ein alter Unterinntaler Spruch: „Wenn der Schwazerbesen kehrt — und der Brixner Stier brüllt, — wenn das Salvenhündl kallt (bellt), — dann hat 's Wetter kein Gewalt."

Mit dem „Besen", dem „Stier" und dem „Hündl" waren die Wetterglocken in Schwaz und Brixen und auf der Hohen Salve gemeint.

Ein weiteres wirksames Mittel gegen die Wetterhexen sollte das Wetterschießen sein. Man hoffte, den Wetterhexen durch den ohrenbetäubenden Knall, der sich im engen Tal hundertfach brach, einen heillosen Schrecken einzujagen. Aber selbst aufgeklärte Köpfe schworen auf die wolkensprengende Wirkung des Schießens, und der Brauch wurde in den Alpen bis zu Anfang unseres Jahrhunderts allgemein geübt. Noch heute sind in manchen Gegenden Steiermarks Wettertürme und Wetterhäuser zu sehen, aus denen die verrosteten trichterförmigen Rohre der „Wettergeschütze" blicken. Selbst Friedrich der Große wollte die Wirkung des Pulvers gegen herauf ziehende Gewitter erproben. So berichtet Laichardding in seinen „Trostgründen", der König habe gelegentlich der Zusammenkunft mit Joseph II. in Neiße das gesamte anwesende preußische Militär (36 000 Mann) mit Flinten und Kanonen gleichzeitig schießen lassen, als heran nahendes Gewölk ein starkes Gewitter erwarten ließ. „Ohngeachtet dieses entsetzlichen Knalles", so schreibt Laicharding, „wichen die Wolken nicht, und der vorgesehene Regen kam in voller Maaß."

Die Älpler waren dagegen von der Wirksamkeit des Wetterschießens felsenfest überzeugt, und jedes Gewitter weckte im ganzen Tal das Trommelfell erschütternde Konzert der Böller, Mörser und Kanonen. Manch eifriger Wetterschütze lud sein Rohr mit Vollkugeln und schoß damit Löcher in Luft und Wolken. Im Unterinntal muß bei einer derartigen Gelegenheit einem unvorsichtigen Schützen der Finger abgerissen worden sein, denn der Volksmund behauptete, einst sei ein beringter Finger aus den Wolken gefallen, und die verwundete Wetterhexe habe ihren Schmerz im nächsten Tal durch Hagel und Blitz ausgetobt. In anderen Gegenden lud man die Böller mit Brotkrumen und glaubte damit die Hexen herunter schießen zu können.

Hatten die Einwohner eines Dorfes mit vereinten Kräften den Überfall der Wetterhexen abzuwehren vermocht, so mußten die Unholden natürlich über die Nachbargemeinden herfallen. Damit waren diese begreiflicherweise nicht einverstanden, und es kam manchmal zu blutigen Schlägereien, weil die bedrohten Landleute ihren schießenden und läutenden Nachbarn den Wetterschutz verwehren wollten. Manche Gemeinden, die in „Wetterwinkeln" lagen, baten die Behörden, den günstiger gelegenen Dörfern das Verjagen der Wetterhexen zu verbieten.

Ein weniger heimtückisches, aber neckisches und schadenfrohes Wesen war die Windhexe. Sie quälte die Heuer, denen sie die frische Mahd durcheinander wirbelte oder den Hang hinunter wehte. So war es noch v or kurzem üblich, daß die Mäher, sobald der Wind zu wehen begann, ihm ihre Messer entgegen warfen, weil sie damit die Windhexe zu verjagen glaubten.

Langsam verschwinden die letzten Reste dieses Wetteraberglaubens, dem wir, so interessante Einblicke in die Volksseele er auch gewährte, nicht nachtrauern können.

Reform im Türkenreich.

Das kulturelle Leben der Türkei ist für den Europäer besonders interessant durch seine eigenartigen Sitten und Gebräuche, von denen ihm meist nur die Schlagworte „Moschee" und „Harem" geläufig sind. Mit der Vorstellung des Harems verbinden wir, infolge kitschiger Operettenvorführungen, immer die Idee einer gewissen erotischen Pikanterie, während er in Wirklichkeit nur die Stätte des intimen Familienleb.ns bezeichnet. Hier werden die Kinder erzogen, und die Frauen beschäftigen sich mit kunstvollen Stickereien und anderen weiblichen Arbeiten.

Keine erotische Frage war es, die den Türken zur Einrichtung eines Harems führte. Ein Schimmer romantischer Legenden umrankt den Harem, und wir Westeuropäer sind gewohnt, die Polygamie als etwas Rückständiges und primitiven Zustand anzusehen.

Die Gründe der Vielweiberei sind aber durchaus nicht nur auf erotischem Gebiet zu suchen, sondern der Ursprung der Polygamie ist sozialer Natur. Den uralten Kulturländern der vorchristlichen Zeit galt die Struktur der Ehe als unwichtig, und die revolutionäre Gesellschaftsordnung des Christentums mußte die Monogamie einführen, um die seelische Gleichberechtigung der Individuen zu betonen und ihr ethisches Programm zu kennzeichnen. Die Völker des Ostens dagegen blieben unberührt von dieser abendländischen Zivilisation, und daher erhielt sich in diesen Reichen die Vielehe in ihrer ursprünglichen Form.

Bei allen Nomadenvölkern ist der Männerverbrauch größer als bei den seßhaften, weil die Beute- und Kriegszüge mehr Menschenopfer fordern. Auch herrscht bei allen primitiven Stämmen eine Unkenntnis der hygienischen Vorschriften, wodurch der Menschenverlust sich erheblich steigert. Asien war zur Zeit, da in Europa längst Wandermönche medizinische Kenntnisse vermittelten, noch ohne alle Schutzmaßnahmen gegen Krankheiten und erlebte dadurch einen ungeheuren Männerverlust. Die Vielehe ist im Grunde nichts als das Bestreben des Asiaten, die Stellung der Frau in eine geordnete Bahn zu lenken. Zudem empfindet der primitive Mann die Vielehe nicht als naturwidrig, und auch die Frau fühlt sich durch ihre Mutteraufgaben an einen Mann gebunden. Die orientalische Auffassung hält es nicht nur für ein Recht, sondern sogar für eine Pflicht des sozial bevorzugten Mannes, mehrere Frauen zu versorgen, von denen er Treue fordern kann, obgleich er gleichzeitig vielen gehört. Nur der Minderbemittelte ging im alten Türkenreich eine monogame Ehe ein, und zuweilen benutzte man die Frau einfach als Arbeitssklavin. Der türkische Bauernstand basierte auf dieser Ausnutzung der Frauen, welche auf diese Art die Kosten bezahlter Arbeitskräfte ersparten.

Alle Gesetze der türkischen Ehe hatten ihren Ursprung in sozialen Motiven, selbst das alte Recht, das dem Mann eine anerkannte Geliebte zubilligt, ihm aber gleichzeitig die Verpflichtung ihrer Versorgung auferlegt, falls die Beziehungen gelöst werden und die Frau einer finanziellen Sicherstellung bedarf, entbehrt nicht diesen sozialen Hintergrund. Die alte Türkei kannte keine Dirnen und keinen Ehebruch, all diese Übel sind übelster Import des zivilisierten Europa.

Es ist also eine durchaus irrige Annahme, wenn der Westeuropäer die Polygamie für identisch mit Sittenlosigkeit hält. Kemal Pascha, der Neuorganisator der Türkei, hat aber dennoch einen entscheidenden Schritt der Angleichung getan, als er die Einehe gesetzlich einführte. Da aber die Landesreligion, der Islam, eng verbunden mit den Sittengesetzen der Vielehe ist, die sie aus bevölkerungspolitischen Motiven propagierte, hat man auch die alten Formen des mohammedanischen Glaubens einer gründlichen Reform unterzogen und allmählich des Islams entscheidende Rolle aus dem öffentlichen Leben verdrängt.

Der Umsturz der alten Bräuche bedeutet für die Türkin das plötzliche Erlöstsein von dem Zwang jahrhundertealter Gebundenheit, und es ist natürlich, daß ein jäher Drang zur Selbständigkeit die einst so unterjochte Frau beseelt. Die dem Kerker Entronnenen streben meist nach intellektuellen Berufen und wünschen, ihre Begabung auf geistigen Gebieten zu erproben. In dieser Tatsache ist aber einer der Schwerpunkte für die noch unzureichende Entwickelung der neuen Zustände getroffen, die Reform wird zwar auf allen Gebieten durchgeführt, aber es sind in dem kleinen und eingeengten Land allzu wenig Möglichkeiten, die vorhandenen Intelligenzen entsprechend zu verwerten. Es gibt schon gegenwärtig viele Türkinnen, die nach vollendetem Studium die Heimat verlassen müssen, weil die Türkei diesem Ansturm der gehobenen Berufe nicht nachgeben kann. Außerdem überschätzt manche Frau ihre Eignung zur Emanzipation und sehnt sich vergeblich nach dem Mann, dessen Auffinden die Monogamie erschwert.

So hat auch die Reform der orientalischen Türkensitten ihre Nachteile, welche erst die wachsende Europäisierung überbrücken kann, und es ist schwer zu sagen, ob die jungtürkischen Bestrebungen eine Besserung der Sozialverhältnisse hervorrufen. In jedem Fall sind die kühnen Reformpläne, die Kemal Pascha durchführte, ein seltenes Wagnis, und Europas Hoffnungen gehören diesem jungen Reich abendländischer Kultur.



Bunte Chronik



* **Pariser Sommerfreuden und -Leiden.** Paris erfreut sich zurzeit der schönsten Sommertemperatur, und das Leben und Treiben der Bevölkerung spielt sich deshalb zum größten Teil im Freien, und zwar auf der Straße ab. Leider sind die Pariser Sommerfreuden aber auch von allerlei Sommerleiden begleitet, und zu letzteren gehört das Kapitel „Autoomnibusse". Die Pariser Autoomnibusse sind ohnehin unrühmlich bekannt durch den ohrenbetäubenden Lärm, den sie vollführen und durch ihre schlechte Federung. Jetzt ist eine Fahrt in einem solchen vorsintflutlichen Ungeheuer erst recht zu den Strapazen zu rechnen. Durch die Hitze ist man nämlich genötigt, die Fenster der Wagen zu öffnen, und als Folge sind sämtliche Sitzplätze mit Staub bedeckt, und eine Staubwolke erfüllt ständig das Innere der Fahrzeuge, verursacht durch aufstehende oder platznehmende Fahrgäste. Das Publikum hat sich neulich bei der Omnibusverwaltung beschwert, aber die Pariser Omnibusschaffner weigern sich, unterwegs und während der Fahrt den Staub von den Sitzplätzen zu entfernen, da sie, wie sie erklären, „keine Reinemachefrauen" sind. Was bleibt weiter übrig, als daß jeder Fahrgast, falls er seine Kleidung nicht zu beschmutzen wünscht, seinen Sitzplatz fein säuberlich mit den eigens von der Omnibusgesellschaft zu diesem Zwecke in jedem Wagen angebrachten Staubtüchern selber abwischt?

*

* **Ein Abenteuer Chaplins auf der Bühne.** Als Chaplin noch nicht der berühmte Filmkünstler war, sondern noch auf Wanderbühnen als Schauspieler auftrat, hatte er einst ein lustiges Erlebnis, das er mit besonderer Vorliebe erzählt. In einer seiner Glanzrollen hatte er im Dunkeln einen alten Baron zu Boden zu werfen, der nicht wieder aufstehen durfte. Chaplin mußte dann ausrufen: „Allmächtiger Himmel, was habe ich getan!" Nun begab es sich, daß Chaplins Mutter mit diesem Stück eine Gastspielreise durch die amerikanischen Provinzstädte unternahm. Auf dieser Reise machte man auch in einem kleinen Städtchen Halt, wo Schauspiele wenig gegeben wurden und das Stück darum einen gewaltigen Erfolg aufzuweisen hatte. Die höchste Begeisterung erregte aber Chaplins realistisches Spiel bei einem Kulissenschieber, der sich mit ganzer Seele in das Stück hineinlebte, als ob das alles die reine Wirklichkeit wäre. Als nun Chaplin zu der bewußten Stelle kam, wo er seinen Gegner in leidenschaftlicher Eifersucht zu Boden warf und dabei ausrief: „Allmächtiger Himmel, was habe ich getan!", war er nicht wenig erstaunt, als plötzlich im tiefsten Baß aus den Kulissen eine Stimme ertönte: „Ich werde mal ein Streichholz anzünden, dann werden wir es bald sehen." Es war der biedere Kulissenschieber, der den Vorfall auf der Bühne für Ernst genommen hatte und im Nu ein Flämmchen entzündete, das auf die Bühne seinen schwachen Schein warf. Nicht nur Chaplin, sondern auch das Publikum war dadurch in die lustigste Stimmung geraten und die Tragödie damit zu Ende.

*

* **Sonnenschein und Regen zu gleicher Zeit.** Besonders im Sommer können wir oft beobachten, daß die Sonne scheint, und daß es dabei auch regnet. Nach altem deutschen Volksglauben entsteht eine solche Wetterlage, wenn der Teufel sein Weib prügelt. Dann vergießt das Weib des Teufels über diese Züchtigung Tränen, das ist der Regen; des Teufels Großmutter aber lacht bei diesem Durchprügeln, und das ist der Sonnenschein. Nach slawischem Volksglauben bedeutet Regen und Sonnenschein zu gleicher Zeit einen Kampf zwischen dem Herrgott und den bösen Wettergeistern. Diese wollen es regnen lassen, wogegen der Herrgott Sonnenschein sendet. Manche alten Völker sahen in solchem Wetter einen Kampf zwischen dem Teufel und dem Wettergott.

*

* **Ein Luftrennen in Nordamerika.** In den Vereinigten Staaten werden jetzt die Vorbereitungen zu einem großen Luftrennen getroffen. Dieses Luftrennen oder Wettfliegen, das seinen Ausgangspunkt in Newyork nehmen wird, soll an den Küsten des Stillen Ozeans beendet werden, geht also über den gesamten amerikanischen Kontinent. Es beginnt am Morgen des 6. September. Man glaubt, daß sich daran sehr viele Flugzeugführer beteiligen werden; denn nicht nur hohe Ehren sind einzuheimsen, es ist auch ein Preis von 125 000 Dollar, also mehr als ein Million Zloty zu gewinnen.

Lustige Rundschau

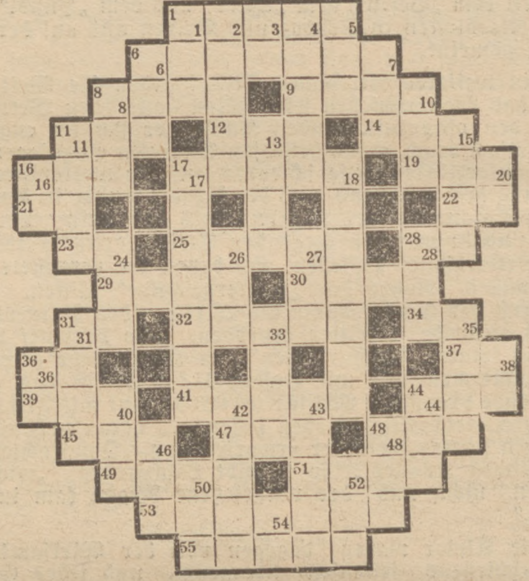


* **Ein Diplomat.** „Wissen Sie eigentlich, daß Ihr neuer Schwiegersohn vor Schulden kaum aus den Augen gucken kann?" — „Mein Gott, warum haben Sie denn das nicht vor der Hochzeit gesagt?" — „Weil er mir auch fünftausend Mark schuldet."

Rätsel-Ecke



Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 1. Südamerikanischer Modetanz. — 6. Großes Ruderschiff. — 8. Körperhülle. — 9. Schreibart. — 11. Eßbrei. — 12. Stimmlage. — 14. Artikel. — 16. Leblos. — 17. Schriftliche Mitteilung. — 19. Tonart. — 21. Flächenmaß. — 22. Französ. Artikel. — 23. Umstandswort des Ortes. — 25. Wundenfluß. — 28. Französ. Adelsvorwort. — 29. Gegensatz von Meer. — 30. Griechische Göttin. — 31. Abkürzung für Mittelalter. — 32. Werkzeug zum Einschlagen, Teil des Fingers. — 34. Abkürzung für Sigilli Locus. — 36. Abkürzung für detto. — 37. Ausruf der Ueberraschung. — 39. Abkürzung für „und so weiter". — 41. Teil des Skeletts. — 44. Papageienart. — 45. Willensvollzug. — 47. Englische Abkürzung für Vereinigte Staaten von Amerika. — 48. Schweizer Kanton. — 49. Englischer Adelstitel. — 51. Teil des Fußes. — 53. Klavierart. — 55. Gründer des türkischen Reiches.

*

Besuchskarten-Rätsel.

Unsere Tante versetzt durch ihre Schrullen die ganze Verwandtschaft in Aufregung. Neuerdings hat sie beschlossen, nur die Nichten und Neffen zu Erben einzusetzen, deren Rufnamen in den Buchstaben ihrer Besuchskarte enthalten sind. Wir haben dadurch erfahren, daß es 4 Nichten und 3 Neffen sind, welche erben.

Wer errät die Namen?

Maria Malwellde
Tapiau Ostpreußen.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 143.

Auflösung des Rösselsprungs:

Auf wallt der Zorn,
Wie Feuersglut;
Die wird gelöscht
Durch Tränenflut;
Und hinterher weiß der Verstand
Nicht, wo und wie es hat gebrannt!

*

Besuchskartenrätsel: Botenfuhrmann.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.